

### Die Weihnachtsbäume marschieren.

Kun hat der große Einzug der Weihnachtsbäume in die Städte begonnen. Von fern kamen sie her aus allen Ecken unseres lieben Vaterlandes, aus Thüringens Bergen und dröben aus Holstein, aus Schlesien und aus dem Harz. Der Weihnachtsbaumverkauf ist längst ein Geschäft für sich geworden, das vielen Tausenden, wenn auch nur für eine beschränkte Zeit im Jahre, Arbeit und mehr oder minder guten Verdienst gibt. Zuweilen lagern die Stämme, die Tannen, Kiefern oder Fichten gar zu teuer sind. Man schilt oft mit dem Verkäufer und glaubt sich überfordert. Rechnet man aber einmal nach, was schon der Abfuhr der Bäume, dann der Transport nach der Bahn, das Binden und Verpacken, wiederum die Bahnfracht und endlich das Herbeiführen zur Verkaufsstelle kostet, so darf man mit den Händlern nicht so streng ins Gericht gehen. Wie es aber auch kommen mag, — es ist doch ein feierlicher Moment, wenn man „sein“ Bäumchen heimlich und es zunächst vielleicht an einem kühlen Ort, etwa auf der Veranda oder dem Balkon sorglich verwahrt, bis dann kurz vor dem Fest es seinen Ehrenplatz in der guten Stube erhält und gepußt wird. Schon der würzige Duft, der uns an die stillen Bergwälder erinnert, die wir vielleicht in schöner Ferienzeit durchwandern durften, verfehlt uns in eine erwartungsstrebige Stimmung. Die Tannen bringen gar bald in die im unwillkürlichen Winter doppelt den Reiz der Großstadtstrassen einen so warmen vertrauten Farbenton, daß wir sie zur rechten Vorweihnachtsstimmung nimmer mehr missen mögen. Ernst von Wildenbruch schildert den Einzug der Weihnachtsbäume in der seiner Weise eigenen feinen Weise in dieser Strophen seines schönen Gedichtes „Weihnacht“: „Und siehe, — welch ein Wundertraum: Es wird lebendig Baum an Baum, der Wald steht auf, der ganze Wald steht wandelnd in die Stadt hinein. Mit grünen Zweigen pocht es an: Tut auf, die festge Zeit begann, — Weihnachts! Weihnachts!“

Da entwickelt sich bald ein buntes Treiben auf dem Weihnachtsmarkt. Bald finden sich mehr und mehr Käufer ein, um sich einen Baum zum Feste zu erkufen, wie ein anderer Dichter, Jakob Löwenberg, dem wir noch manche andere stimmungsvolle Weihnachtslieder verdanken, so trefflich beschreibt: „An der Straßenecke, in der Häuser Gedränge, in der Großstadt wogenden Menschenmenge, inmitten von Wagen, Karren, Karossen, ist heimlich ein Märchenwald entsprossen, — von seltem Glodenkinnern

durchhaßt, von Weihnachtsbäumen ein Tannenwald... Da schauen wir wie aus allen Häusern die Menschen auf die Strahlen strömen und glücklich lächelnd, so nach dem Glanz ihres Einkommens einen stattlichen Baum, oder ein bescheidenes Bäumlein erkufen:

„So sah ich einen Baum nach dem andern, in Schloß und Haus und Hütte wandern... Ein Raunen zieht durch die klare Winterluft. Christnachtsfröhen erwachen irgendwo, und die Kinder, die den schönen Tag kaum mehr erwarten können, singen voll Uebermuts das alte Lied: „Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freun! und endlich: „Einmal werden wir noch was, — heilja, dann ist Weihnachtsstaa!“

### Weihnachtliche Symbole.

Wenn die Tage kürzer und kürzer werden, immer früher aus den Fenstern die warmen Lampen scheinen und ihr Leuchten durch Nebel und Dunkelheit oder über klammernde, weiße Schneeflocken werfen, dann kommt die Stunde des Weihnachtsfestes näher und näher. Und uralte, immer wieder geliebte Bräuche tauchen auf, werden von den Menschen als selbstverständlich vollzogen, ohne daß so viele von ihnen wissen, daß es sich um altes deutsches Erbgut handelt, übernommen aus fernsten Zeiten. Symbolhaft, von tiefem, innerem Sinn erfüllt ist fast alles, was wir zu Weihnachten tun und vornehmen, reicht in seinen Ursprüngen bis in die Vorzeit zurück und erzählt uns in der Geschichte seiner Entwicklung durch das Mittelalter hindurch so vieles von den Anschauungen, von Glauben und Hoffen der Menschen dieser verlustenen Zeit.

Das Weihnachtsfest selbst... ein ganz großes, geheimnisvolles Symbol. In vorchristlicher Zeit das höchste Fest unserer germanischen Vorfahren, das sie feierten, wenn die Winterjünginnenwende gekommen.

Das schönste aller weihnachtlichen Symbole häufig aber ist die Krippe, die sich noch heute in den Kirchen um die Weihnachtszeit findet. Das Mittelalter sah eine ganze Reihe berühmter Krippen, die heute in den Museen von Lichterglanz und Weihnachtsstimmung vergangener Zeiten träumen. Früh schon entstanden diese Erinnerungssymbole an Jesu Geburt, oft hatten sie eine eigene Kapelle für sich, in der dann, langsam und feierlich, die Krippenspiele aufgeführt wurden, zuerst von den Geistlichen allein, dann unter Mitwirkung der Bürger, bis sie allmählich aus

der Kirche hinausgedrängt wurden. In unserer Zeit besetzt sich das Kunstgewerbe wieder mit den Weihnachtsstücken, und in unzähligen Häusern steht die Krippe unter dem Weihnachtsbaum im warmen Schein der Kerzen.

Wer kann sich noch ein Weihnachtsfest vorstellen ohne die hohe, schlanke Tanne? Und doch ist sie erst seit dem 17. Jahrhundert ein Bestandteil des Weihnachtsfestes, vielleicht entstanden aus einem uralten Baumkult. Sie aber, Licht und Wärme verbreitend, ist jetzt selbstverständliches Weihnachtsymbol der Liebe Jesu geworden.

„Weihnachten“, immer in der Mehrzahl gebraucht, deutet auf mehrere heilige Nächte hin, die in vergangenen Zeiten gefeiert wurden. Eng schließt sich hier der christliche Gebrauch an die Mythen von Wotan, der in den „Zwölf Nächten“ mit den Seinen über das Land hinweg und hoch verehrt wurde.

Eng mischen sich Nordörterbrauch und christliche Lehre im frohen Feste „Weihnachten“.



Riesa, Schloßstraße 1  
Fernsprecher 892.

**Uhren, Juwelen, Gold- und Silberwaren, Ringe** große Auswahl **A. Herkner**  
Inh. Johannes Kuhnert, Hauptstr. 38

### Das Geheimnis des Dr. Karamenski.

Roman von Heinz Selmers.  
Copyright by Greiner u. Comp., Berlin W 30.  
6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Herbert erschrak bei dem Gedanken, daß ihn der Fremde vielleicht nach dem Bilde erkannt hätte und ihn verfolgte. Ohne noch Gewißheit über den richtigen Weg, den er zu nehmen hatte, zu haben, bog er eiligen Schrittes in die Straße ein, überquerte den Fahrdamm und sprang auf eine eben in der Anfahrt begriffenen Straßenbahn auf. Sooft die Straßenbahn hielt, wollte er aussteigen. Aber immer noch fühlte er sich beobachtet oder gar verfolgt. Schließlich — er mochte schon eine halbe Stunde gefahren sein — wurde er innerlich ruhiger. Er fuhr noch einige Stationen weit mit dem Wagen und stieg dann aus, um eilig in eine Seitengasse einzubiegen, falls etwa sein Verfolger mit der nächsten Straßenbahn nachgefahren käme.

Wo war er nun? Er war so müde und durstig, daß er beschloß, in das nächste Lokal zu gehen, das ihm in den Weg kam, um sich zu erholen und etwas zu trinken.

Die Gegend, in die er sich befand, schien ziemlich wenig verkehrreich. Er befand sich offenbar in einer Vorstadt Berlins. Stille Gassen mit kleinen Häusern wechselten mit hübschen Vorgärten und Bienen, Geschäfte und Läden sah man nur ganz selten einmal in einer Straße. Es dauerte ziemlich lange, und Herbert mußte ordentlich suchen, bis er ein Lokal fand. Es war ein hübsches kleines Café mit Vorgarten, in das er endlich eintrat. Er blieb im Freien und bestellte sich eine Zitronenlimonade, die er mit wahrem Genuß schlürfte.

Aus dem Innern erkundete die süßlichen Weisen einer kleinen Musikkapelle, nach denen einige Paare tanzten. Herbert bemächtigte sich eine sonderbare Stimmung. Es überkam ihn fast etwas wie Heiterkeit über das nächtliche Abenteuer, das er eben bestanden hatte.

Wenn er sich alles richtig überlegte, hatte er eigentlich gar keinen Grund zu irgendeiner Angstlichkeit oder Besorgnis. Das Schlimmste, was ihm schließlich passieren konnte, war, daß er nach dem Bild im Kino erkannt wurde — wie ihm das vorhin bereits einmal passiert war — und dann auf der Polizei seinem Vater gegenübergestellt wurde. Sicherlich ein recht unangenehmer Gedanke, und sein Vater würde sich gar nicht beruhigen lassen bei der Vorstellung, daß sein Sohn die Frechheit besaß, ohne sein Wissen einfach eine kleine Weltreise bis nach Berlin zu unternehmen.

Aber es galt schließlich bloß eine geeignete Ausrede zu finden, dann war bald wieder Gras über die Sache gewachsen und das irgendwie nicht gerade glänzende Verhältnis zu seinem Vater konnte keine wesentliche Verschlimmerung erleiden. Die Hauptsache war nur, daß sein Vater auf keinen Fall den wahren Grund seines Hierseins erfuhr.

Die abendliche kühle Luft, die angenehme Ruhe und die einsamlichende Musik beglückte Herbert so, daß er, nachdem der erste Durst gelöscht war, beschloß, noch etwas zu bleiben, und sich noch einen Kaffee bestellte. So kam es, daß er als einer der Besten das Lokal verließ, während man im Innern schon damit beschäftigt war, die Stühle auf die Tische zu stellen, und der Besitzer orientativ mit dem Schlußworts zu klappern begann.

Es wär Herbert fast unangenehm, schon gehen zu müssen. Er hätte gern noch ein Weilchen hier gesessen. Gemächlich schlenderte er die Straße entlang, um zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zu gelangen. Aber die Schien gar nicht leicht zu finden zu sein, denn er ging schon eine ganze Weile, ohne auf ein Geleise zu stoßen. Ein Passant, den er endlich im Aussehen hat, wies ihm den richtigen Weg, meinte aber, er würde wohl schwerlich noch einen Wagen nach der Stadt bekommen, da es schon 1 Uhr durch sei.

Herbert ging den angegebenen Weg und fand bald die bezeichnete Ecke, wo ein Schild die Haltestelle der Straßenbahn anzeigte. Er wartete fünf Minuten, dann sah er ein, daß der Mann wohl recht gehabt haben mußte mit seiner Vermutung, daß der letzte Wagen nach der Stadt schon abgefahren sei.

Was sollte er nun beginnen? Ein älterer Herr kam vorbei. Er fragte ihn höflich, wie lange er wohl bis zum Potsdamer Platz zu laufen habe. Die überraschende Antwort lautete: „Gute zwei Stunden.“

Wieder saßen sich Fred und Schinner in dessen kleinem Hotelzimmer in Bankow einander gegenüber.

Ihr Gespräch vom gestrigen Abend, das bis tief in die Nacht hinein gedauert, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf Fred gemacht. Die Tatsache, daß sein Onkel mit einem Menschen wie Doktor Stein, der nach Schinner's Erzählung der beachtungswürdigste Schurke war, den man sich denken konnte, so eng befreundet war, ersetzte ihm den Scham und Abscheu. Jetzt wußte er, daß er von dieser Seite her nur Böses zu erwarten hatte.

Trotzdem er auf das lebhafteste an Schinner's Erzählung interessiert war, waren ihm aber schließlich die Augen vor Müdigkeit zugefallen und man hatte sich zur Ruhe begeben.

Am nächsten Tage war Schinner frühzeitig in die Stadt gefahren und hatte Fred empfohlen, tagsüber das Hotel gar nicht zu verlassen. Fred hatte sich mit dem Studium einer äußerst interessanten Abhandlung über russischen Anarchismus, einer Jugendarbeit Schinner's, die Zeit vertrieben und war gespannt auf die Fortführung des gestrigen Gesprächs, das ihm endlich Schinner's Geheimnisse offenbaren sollte.

Als dieser spät abends nach Hause kam, sah er abgepannt und von Nachdenklichkeiten erfüllt aus.

Sie liegen sich auf ihrem Zimmer ein Abendbrot servieren, und bei einem guten Tropfen Wein, den Schinner sehr zu schätzen wußte, war bald seine faszinierende Vitalität und Frische wiederbekommen.

„Ich habe zunächst eine große Neugierde für dich, Fred, die dich unmittelbar betrifft.“

Fred horchte gespannt auf. „Zeit heute abend zeigt man in den Kinos eine Photographie von dir mit der Aufforderung: — — — Wie, von mir — eine Photographie? Das ist unmöglich!“ unterbrach hier Fred aus höchste betroffen seinen älteren Freund.

„Gewiß, eine Photographie mit der Aufforderung, gegen eine Belohnung von 500 Mark den Abgebildeten der Polizei zu melden.“

„Über wer sagt denn das? Es ist seit mindestens fünf

Jahren keine Photographie mehr von mir angefertigt worden. Ich war ja damals noch ein kleiner Junge.“

„Ich bin von einem meiner Leute darauf aufmerksam gemacht worden und habe mich daraufhin selber davon überzeugt und das Bild angesehen. Es sieht dir außerordentlich ähnlich, aber ich war mir selber im Zweifel, ob es wirklich eine Photographie von dir ist. Es ist z. B. viel an den Haaren retuschiert worden, wie man sofort erkennen kann. Aber daß es dich vorstellen soll und daß sich die Aufforderung auf dich bezieht, darüber kann gar kein Zweifel sein. Hast du einen Verwandten, der dir ähnlich sieht?“

„Einen Verwandten? Ja, ein Vetter von mir, der Sohn meines Onkels Theo, hat wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit mir — — —“

„So scheint mein erster Gedanke das Richtige getroffen zu haben. Man hat offenbar seine Photographie dir möglichst ähnlich gemacht, da man von dir keine hatte. Du siehst also, daß dein Onkel kein Mittel unversucht läßt, dich wieder in seine Hände zu bekommen.“ Fred war lebhaft durch diese Neuigkeit beunruhigt, aber Schinner wies darauf hin, daß sie schon an einem der nächsten Tage Berlin verlassen würden, um sich auf eine längere Reise nach dem fernen Süden zu begeben, so daß in der Veröffentlichung des Bildes in Berlin keine große Gefahr mehr für Fred zu erblicken sei.

Fred hat Schinner, seine gestrige Erzählung wieder aufzunehmen und ihm endlich zu verraten, was es mit seinen geheimnisvollen Beziehungen zu jenen listigen Kriminellen für eine Bewandnis habe, an deren Unschädlichmachung die Polizei ein so großes Interesse habe.

Aber Schinner ging wiederum nicht direkt auf die Frage ein, sondern begann zunächst mit einer Schilderung seines Lebens nach seiner damaligen Entlassung aus dem Gefängnis.

„Ich war wieder frei und der Welt zurückgegeben. Ein Jahr nur war aus meinem Leben herausgerissen worden, und doch schien es mir, als sei ich um zehn Jahre gealtert oder vielmehr als sei ich ein ganz anderes Wesen geworden. Was sollte aus mir werden, dem mit dem Stigma des Vorbestraften Behafteten?“

Nun entwickelte Schinner dem abermals zuhörenden Fred ausführlich seinen „Werbegang“, bis er schließlich dem Jungen das Bekenntnis ablegte, er habe in ihm heute das Haupt einer internationalen Anarchistengesellschaft zu erblicken.

„Jahre vergingen, bis ich in den fünf bis sechs Weststädten Europas überall Einfluß gefunden und festen Fuß gefaßt hatte in den Kreisen der „Gesetzeslosen“. Jahre vergingen auch, bis ich die geheimen Organisationen dieser Kreise vollständig überseh und mir ihr Vertrauen bis zu dem Grade erworben hatte, daß ich vollständig als ihresgleichen galt. Erst als ich soweit war, konnte ich wirklich die Pläne dieser Menschen studieren, in ihr inneres Leben, in die Motive ihrer Handlungen eindringen und schließlich mir da und dort Freunde, Stimme und Gehör bei den Organisationen verschaffen.“

„Erst jetzt konnte ich, nachdem ich allmählich alle geheimen Pläne nicht nur durchschaut, sondern teilweise schon selber in der Hand hielt, damit beginnen, mit einem Plan zu entwerfen, nach dem ich versuchen wollte, höher gesteckte Ziele zu erreichen.“

Schinner machte hier eine kleine Pause, um sich eine neue Zigarette anzuzünden.